

FOTOS

»In Wirklichkeit sehen Sie nicht so schlimm aus wie auf Ihren Fotos«, sagte mir einmal jemand anlässlich eines Privatkonzerts in Frankfurt am Main. Da war ich knapp über dreißig, schlank, und fand mich im Grunde gutaussehend – abgesehen davon, dass ich nach einer zehnstündigen Fahrt in einem nicht-klimatisierten Auto bei 35 Grad im Schatten möglicherweise doch ein wenig derangiert wirkte.

Ich bin nicht besonders fotogen, also konnte ich mich darauf ausreden, aber die Formulierung »nicht so schlimm« versetzte mir einen kleinen Schock. Er hätte sich vielleicht anders ausdrücken, zum Beispiel »Was haben die bloß für miserable Fotos von Ihnen gemacht«, oder Ähnliches sagen können, doch er musste mir zu verstehen geben, dass er mich völlig anders einschätzte als ich mein Spiegelbild.

Man kann nicht jedem gefallen – damit tröstete ich mich schließlich.

Fatal war lediglich, dass er als Boss meiner Schallplattenfirma auch über das Werbebudget zu entscheiden hatte, und wie sich herausstellte, hielt er Investitionen in schönere Menschen für sinnvoller, zumal, wenn die auch noch weniger Hemmungen hatten, dem Volk nach dem Munde zu singen als ich.

Es wurde dennoch ein netter Abend, zu dessen Ausklang ich mit einem sehr norddeutschen Witzbold und einer illustren Gästeschar als Background Vocals unsterbliche Beatles-Songs grölte.

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob ich für meinen Auftritt Gage bekam, aber immerhin durfte ich in einem Businesshotel am Flughafen übernachten, ehe ich die Heimfahrt über achthundert Kilometer antrat.

Alles hatte damit begonnen, dass ich nach einer Studiosession noch einen eigenen Song aufnahm, schnell, schnell und schlampig, und dass sich zu meiner Überraschung ein Label spontan dazu entschloss, den Song zu veröffentlichen.

Der Start in eine unverhoffte Karriere erwies sich schon zu Beginn als hindernisreich, denn ich hatte kaum Geld und sollte für Promotion-Fotos einigermaßen gestylt sein. Ich kratzte die letzten Kreuzer zusammen und verpasste mir ein Outfit, das mir selbst zwar einigermaßen peinlich war, meiner Umwelt aber anscheinend gefiel, und so entstanden in der Tiefgarage des Wiener »Hilton am Park« die anfangs erwähnten Fotos. Sie dienten als Pressefotos und dann und wann entdeckte ich sogar eines davon in einer Zeitschrift oder einer Tageszeitung.

Vorsichtshalber zierte keines davon das Cover der Single, sondern eine lustige Grafik, was allerdings den Effekt hatte, dass mich wenig später, als ich meine ersten Auftritte absolvierte, kein Mensch erkannte, auch nicht diejenigen im Publikum, die schon meine Platte daheim im Regal stehen hatten.

Bemerkenswert war, dass sich Radiosender in Deutschland für mein solistisches Erstlingswerk interessierten und sich dieses Interesse in Folge auch in Engagements umsetzte, wogegen hier in der Heimat zwar der Einstieg in die Hitparade gelang, aber kein einziger Auftritt zustande kam.

Also pendelte ich in den nächsten Jahren ständig zwischen Wien und Hamburg, Bremen, München, Hannover, Frankfurt und vor allem dem Süddeutschen Raum, was einige Substanz kostete und jede Menge Fahrtspesen verursachte. Dafür durfte ich mit Kollegen auf der Bühne stehen, die ich mir privat nie angehört hätte, die sich aber durchwegs als sehr nette Leute erwiesen.

Auf der Suche nach einem ordentlichen Management, das meiner Karriere weiter auf die Sprünge helfen sollte, lernte ich seltsame Figuren kennen, eigenartigerweise wieder nur Deutsche. An der Sache mit der »großen Klappe der Deutschen« war etwas dran, denn die hatten sie alle, aber dahinter steckte entweder einer, der kein Manager, sondern Mitarbeiter einer Druckerei war, der Werbematerial verkaufen wollte, oder einer, der sich zwar als Manager sah und sogar einiges zustande brachte, aber – wie sich später herausstellte – ein entmündigter Hochstapler war, der nach respektablen Anfangserfolgen eine ganze Reihe von Sangeskünstlern auf unerfüllten Verträgen sitzen ließ – mich ebenfalls, versteht sich.

Immerhin konnte ich von meiner Kunst eine Zeitlang leben, auch wenn ich sie dafür arg beschneiden und zur Prostitution zwingen musste, und das Gefühl dabei, vor tausend und mehr Leuten in großen Sälen aufzutreten und den Applaus wirklich brausen statt plätschern zu hören, war jede Mühe wert und ist mir heute noch seelische Nahrung, wenn ich mit der Gitarre vor mageren fünfzehn Leuten stehe oder sitze und keiner zuhört.

Zehn Jahre davor spielte ich in der Band eines Tennisspielers, der sich selbst aus Jamaica nach Österreich exportiert und hier eine Karriere als Sänger begonnen hatte.

Er war ein Public-Relations-Genie und er kam beim Publikum gut an, obwohl er weder das Liedgut seiner Heimat authentisch noch die Songs der Hitparade sonderlich überzeugend interpretieren konnte, aber über Mangel an Auftritten konnten wir nicht klagen, bis sich dann nach etwa zwei Jahren die Sache auflöste, weil er lieber ein paar Nachwuchssängerinnen produzieren und managen wollte, als weiterhin selbst den exotischen Entertainer zu spielen.

Leider färbte sein Organisationstalent nicht auf mich ab, denn mit meiner eigenen Band hatte ich anschließend in sechs Jahren nur halb so viele Auftritte wie vorher mit ihm in zwei, aber dafür konnte ich wieder spielen, wozu ich Lust hatte.

Die Leute wollen hören, was sie kennen, und sei es noch so mäßig interpretiert.

Diese Erkenntnis bestätigte sich auch immer wieder, manchmal extrem, bei meinen zahlreichen Ausritten in die Gefilde der Bierzeltunterhaltung als quasi freier Mitarbeiter in einigen dementsprechenden Bands.

Ob man gut oder schlecht spielt, ist nicht das Kriterium, nach dem man beurteilt wird, sondern die Menge der wiedererkennbaren musikalischen Machwerke, die mitgegrölt, zu denen getanzt oder die als Hintergrundgeräusch zum Übertönen der Rülpsen und Furze verwendet wurden.

Man könnte also sagen, dass das meiste Geld und die höchste Anerkennung in der Musikbranche mit dem Übertünchen der Schattenseiten menschlicher Zusammenkünfte verdient und erteilt werden.

Der Schauspieler an der miesesten Kleinstadtbühne kann sich dessen gewiss sein, dass im Zuschauerraum das Rascheln mit einem Popcornsäckchen sofort mit Ellenbogenstößen geahndet wird; der Musiker muss froh darüber sein, dass Publikum anwesend ist, auch wenn es nicht zuhört, sondern sich lautstark unterhält. Ich habe zahlreiche Mitschnitte von solchen Veranstaltungen, die das belegen.

Bescheidenheit kann man lernen.

»Vor fünf Leuten spiele ich nicht!«

Falsch ...

Diese fünf Leute gehen ohnedies nach fünfzehn Minuten, wenn es ihnen nicht gefällt, und dann kann man immer noch einpacken und nach Hause gehen.

Oder aber: Gerade diesen fünf Leuten gefällt, was man macht, und dann hat man genau das Gleiche Erfolgserlebnis, als wären hundert Leute dagewesen, denn mehr als fünf Prozent Erfolgsquote hat man als kreativer Musiker, der das spielt, was ihm Bedürfnis ist, ohnedies selten.

In Zeiten des planlosen Wankelmuts frage ich mich immer wieder, was nun mehr zähle: brausender Applaus für etwas, das man macht, um Applaus zu bekommen, oder mitzählbares Klatschen einer Handvoll Zuhörer, die man mit dem, was einem am Herzen liegt, für sich gewinnen konnte.

Die Antwort ist stets dieselbe.

Musik ermöglicht die ehrlichste Kommunikation zwischen Künstler und Konsument.

Wissen denn Simmel und Co., ob die Millionen verkaufter Buchexemplare mit Freude gelesen werden und dann einen Ehrenplatz im Bücherregal erhalten?

Könnte es nicht sein, dass sie ganz anderen Zwecken dienen, zum Beispiel als Unterlage bei einem wackeligen Tisch, als lustig knisterndes Accessoire im offenen Kaminfeuer oder seitenweise zum Entfernen der festen Bestandteile im Katzenklo?

Fühlen sie sich möglicherweise durch die vielseitige Verwendbarkeit ihrer kreativen Leistungen beflügelt?

Wissen die Maler von jedem ihrer Bilder, welchen Raum es ver(un)ziert? Sie können bestenfalls anhand der Größe ihrer Werke in gewissen Fällen ausschließen, dass sie in einer Toilette Platz finden.

Interessiert das die oben Angeführten überhaupt?

Verkauft ist verkauft, denken sie wohl, und was die Käufer treiben, geht sie nichts an.

Ich sehe das so: Wenn ich auf der Bühne stehe, kann sich jedenfalls keiner mit meiner Kunst den Hintern wischen, und das ist mir eine nicht geringe Befriedigung. Vielleicht ist das auch mit ein Grund, wieso es immer mehr Objektkünstler gibt ...

Ich habe bisher nur ein Kunstobjekt geschaffen, nämlich meine erste Gitarre. Dieses Instrument beklebte ich in früher Jugend mit Schaumstoffstreifen, mit denen normalerweise zugige Fenster abgedichtet wurden, was ihr eine unverwechselbare Identität verlieh – und mir den Ruf eines Verrückten.

Einer meiner Freunde sägte seine Gitarre in Eiform zu, strich sie ockerfarben an und malte schwarze Ornamente darauf.

Ihn hielt keiner für verrückt.

Objekt ist eben nicht gleich Objekt ...

Meine kleine Genugtuung bestand darin, dass ich später die Klebestreifen entfernen und die Gitarre gegen eine bessere eintauschen konnte.

Aber wer weiß – vielleicht hängt seine längst in irgendeinem Museum?

Kürzlich fielen mir ein paar Bilder aus der damaligen Zeit in die Hände.

Was für ein gutaussehender Bursche war ich damals doch gewesen!

Ich kann von Glück sagen, dass mein späterer Schallplattenboss nicht DIESE Fotos gesehen hatte. Dagegen wäre ich in vivo extrem abgestunken ...

© Bruno Moebius, 2006